Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 494. **Freitag** den 27. September 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

England und die Kafferngefahr in Südafrika.

Bei Beurtheilung der Gefahren, die der Krieg in Südafrika für England mit sich bringt, ist bisher anscheinend eine Thatsache übersehen oder doch nur in schattenhaften Umrissen erkannt worden, die immer mehr wirkliche Formen annimmt. Das ist die Stellung des eingeborenen Elements. In den Ländern, die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen worden sind, lebten nach den letzten Einschätzungen des „Guide to South Africa" rund 3 Millionen Schwarze und eine halbe Million Weiße. Diese Schwarzen sind Zeugen des Verzweiflungskampfes gewesen, den eine kleine Schaar Weißer in ihrer angestammten Liebe zu Heimath und Herd, abgeschnitten von allem Zuzug und von der Außenwelt, ausschließlich auf die eigenen Hilfsquellen, ihren Muth und ihre Todesverachtung, wie auf eine genaue Kenntniß des Landes angewiesen, gegen eine meist sechsfache, in der letzten Zeit zehn-, zwölf-, ja zwanzigfache Uebermacht geführt haben. Diese Schwarzen haben unter sich Männer, die ihre Erziehung in Capstadt, wohl gar in Europa, genossen haben und nicht blind gegen die Chancen sind, die ihnen die Ausrottung eines großen Theiles der von ihnen gefürchteten Boeren durch Weiße — die Engländer — bietet, die nach beinahe zweijährigem unablässigen Ringen selbst dieser kleinen Schaar noch nicht Herr geworden sind. Schon vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß in Natal schwarze Geistliche unter ihren Stammesgenossen das Evangelium des „Afrika für die Afrikander" zu predigen begonnen haben, und heute sind zwei Kundgebungen zu verzeichnen, die die volle Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit verdienen.

Die Kaffern zeigen heute im ganzen Lande Selbstvertrauen und Zufriedenheit. Sie reiten in die englischen Lager und rufen den Leuten ihr: Halloh, Johny! zu, und die Soldaten lachen und ulken mit ihnen. Letztere wissen nicht, daß jeder Scherz mit den Schwarzen ein weiterer Nagel zu dem Sarge britischen Prestiges in Afrika ist. Die Weißen stehen sich jetzt einander gegenüber, und der Kaffern Weg ist geebnet. Das ist der Text, über den Tag für Tag und Woche für Woche gepredigt wird. Die Karrentreiber erzählen sich davon, wenn sie rings um das Feuer bei Nacht sitzen. Die Postkutscher sprechen davon, wenn sie sich auf der Straße begegnen, kurz, im Kaffirland bildet dieses Thema den ausschließlichen Gesprächsgegenstand. Jeder weiß das, mit Ausnahme der Landesregierung. Auch sie wird es vielleicht erfahren, wenn es zu spät ist.

Die Schwarzen begreifen vollständig, daß eine der beiden Parteien, die jetzt in Südafrika gegen einander kämpfen, wie sie sagen, in den Krallen des Todes sterben muß. Sie fürchten den Boeren, aber sie hassen ihn nicht. Sie hassen den Engländer, aber sie fürchten ihn nicht, wie früher; sie haben gesehen, wie vieler Soldaten es bedurfte, um die Boeren zu bekämpfen und zu schlagen. Sie fühlen jedoch aber denken, daß die Boeren unterliegen, und meinen darum, es sei der Augenblick gekommen, um die Engländer selber zu bekämpfen und zu vertreiben. Es ist Ueberraschend, mit welcher Aufmerksamkeit sie die kriegerischen Methoden und die Taktik auf beiden Seiten verfolgen, als ob sie sie für ihre zukünftigen Zwecke in Anwendung bringen wollten. Man weiß zwar, daß die Kaffern selbst mit den geschmächten englischen Truppen einen erfolgreichen Kampf vorläufig nicht aufnehmen, wohl aber namenloses Unheil in den verzettelten Ansiedelungen, in den kleinen Flecken und Dörfern anrichten können, so daß England endlich gezwungen sein wird, auch gegen sie in einen Ausrottungskampf einzutreten. Das kann weit führen, und inzwischen werden neue Opfer an Menschen und Geld von England gefordert werden. Aber gesetzt auch, der offene Kampf würde vorläufig vermieden, so wird doch eine solche Summe von Unruhe nach Beendigung des Krieges unter den Kaffern entstehen, daß noch einmal alle Aussicht auf eine ruhige Entwickelung der ökonomischen Quellen des Landes in die Brüche geht.

* **London**, 27. September. (Telegramm) Der „Standard" berichtet aus Durban: Es bestätigt sich die Nachricht von den am 23. September bei Standerton erfolgten Bahnunfälle. Das Unglück ist durch eine verbogene Schiene herbeigeführt worden. Der Zug führte Gardedragoner mit sich, von denen 6 getödtet und 36 verwundet worden sind.

* **London**, 27. September. (Telegramm) „Daily News" geben das gestern Abend in militärischen Kreisen in Umlauf gewesene Gerücht wieder, daß **Lord Kitchener** seine **Entlassung** als Oberconmandirender in Südafrika wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Kriegsminister Brodrick gegeben habe. Die Regierung hätte darauf bestanden, daß Lord Kitchener eine von ihm getroffene Entscheidung wieder aufhebe, was dieser abgelehnt habe. Die Regierung hätte um die Intervention einer hochstehenden Persönlichkeit nachgesucht.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. September.

Wir haben die Resolution zum „**Zollwucher**", die Herr Bebel auf dem socialdemokratischen Parteitage beantragt hat, im Wortlaute wiedergegeben. Sie befleißigt sich eines forcirt wilden Tones, verräth aber gerade dadurch ihre Schwäche. Und dadurch nicht allein. Bebel ist ein guter Redner und, die Form in Betracht gezogen, gewiß auch kein schlechter Schriftsteller; diese seine Resolution aber ist miserabel stilisirt. Ihre Sprache schreckt sogar vor einer Superlativform für das Wort „tödtlich" nicht zurück, eine Sünde, die für das Schicksal eines Quartaners unserer Jugendzeit, der sie begangen, verhängnißvoll wurde: er verlor ihretwegen ein Jahr. Das Wort le style c'est l'homme bewährt sich auch hier, nur setzt man in diesem Falle für den Menschen besser seine Aufrichtigkeit, richtiger Unaufrichtigkeit. Bebel nennt den veröffentlichten Zolltarifentwurf „mit einem Wort" — er macht dazu aber noch sehr viele Worte — „das volks- und culturfeindlichste Machwerk, das man einer civilisirten Nation zumuthen kann". Er, der Bewunderer Frankreichs und Amerikas, weiß aber, daß diese Länder vielfach höhere Zölle erheben, als sie der deutsche Tarif vorschlägt, Frankreich auch höhere Lebensmittelzölle. Bebel treibt also in diesem Puncte Oekonomie mit der Wahrheit. Er ist aber noch in einem weiteren Puncte unaufrichtig. Er verwirft den Tarif principiell und vom Standpuncte der Socialdemokratie, obwohl er weiß, daß Mitglieder dieser seiner Partei grundsätzlich auf dem Boden der Schutzzollpolitik stehen und wegen derselben sich ganz unzweideutig für Reuß-Plauen gegenüber Amerika ausgesprochen haben, falls dieses Land fortfahren sollte, das deutsche Reich zollpolitisch in der bisherigen Weise zu behandeln. Wenn die Herren Calwer und Schippel dürften wie sie wollten, sie nähmen diesen Tarif zur Grundlage einer Berathung mit positiven Absichten, und Bebel, dem dies bekannt ist, stempelt den Zolltarif zum alleinigen Eigenthum des Agrar- und Industriefeudalismus! Deshalb auch keine Erörterung in Lübeck, sondern nur eine Predigt Bebel's, der ferner weiß, daß seine Partei und er selbst für Handelsverträge, die auf der Basis des verlästerten Tarifs geschlossen sein werden, stimmen werden, falls sonst eine Mehrheit im Reichstage nicht zu Stande kommt; ein Fall, für dessen Eintreten zu sorgen, nicht unrecht wäre. Die Brotwucher-Schreier sollen wieder unter die Brotwucherer, in deren Reihen sie sich auch im Jahre 1892 befunden haben. Im Großen und Ganzen ist der Lübecker Lärm, obwohl er immerhin von mehr Kehlen ausgeht, als das freisinnige Geschrei, nicht bedeutsamer als der freisinnige und speciell der handelsvertragsvereinliche. Diese Leute werden einer Politik ehrlicher Sammlung schließlich nichts anhaben können. Sehr viel anders würde es sich mit den westfälischen Nationalliberalen verhalten, wenn sie bei ihrem ziemlich deutlich kundgegebenen Entschlusse verharren, die Erhöhung der deutschen Getreidezölle von der Wiedereinbringung und Annahme der preußischen Mittellandcanalvorlage abhängig zu machen. Dieser Gedanke ist im Reichstage schon einmal von dem Abg. Bassermann mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit zurückgewiesen. Sollte ihn ein nicht ganz winziger Theil der nationalliberalen Reichstagsabgeordneten für sich zu verwirklichen trachten, so würde die ausgleichende Handelspolitik wahrscheinlich schwer gefährdet, eine Spaltung innerhalb der nationalliberalen Partei aber ganz gewiß sein. Man täusche sich nicht: die Parteigenossen in Süd- und Mitteldeutschland, vermuthlich aber auch eine Anzahl Hannoveraner, Schleswig-Holsteiner und Nassauer werden es sich nicht gefallen lassen, wenn man die preußischen Rüben in den deutschen Sack auf die Gefahr hin, diesen zu durchlöchern, zu stecken versuchen sollte.

Neben dem socialdemokratischen Parteitage verdient auch der soeben abgehaltene Berliner **Gewerkschaftscongreß**, eine Versammlung von Vertrauensmännern centralisirter Gewerkschaften Deutschlands, Beachtung, da er aufs Neue zeigt, wie es mit den „neutralen" Gewerkschaften aussieht und wie sie alle Gewerkschaften, die sich dieser Centralisation anschließen, in das reine socialdemokratische Fahrwasser zwingen. Zwar heißt es in dem Vorbesatz des § 4 der angenommenen organisatorischen Resolution: „Der Congreß proclamirt die unbedingte Solidarität der Centralisation ohne Rücksicht auf die Organisationsform und politische Anschauung", dann aber wird vorbeugend hinzugefügt: „soweit sie auf dem Boden des Klassenkampfes stehen". Wenn etwa Gewerkschaften, die noch nicht im socialdemokratischen Lager stehen, nicht mundtodt gemacht werden wollen, müssen sie selbstverständlich Stimme und Sitz in der Geschäftscommission haben. Damit aber nicht in letztere, den „Centralisirten", etwa unliebsame Elemente eindringen, ist folgender, unverfänglich klingender Paragraph angenommen: „Der Geschäftscommission können alle Gewerkschaften angehören, welche die Programm-Resolution anerkennen und die „Einigkeit" (das Organ der centralisirten Gewerkschaften) obligatorisch einführen oder einen Beitrag von 5 ₰ pro Mitglied und Quartal an die Geschäftscommission zahlen." — Die Anerkennung der Programm-Resolution, die durchaus socialdemokratischen Charakters ist, bildet also das eudinische Joch, durch welches die Gewerkschaften hindurch müssen, um in die Geschäftscommission zu gelangen, d. h. mit anderen Worten: jede Gewerkschaft muß das socialdemokratische Programm anerkennen, oder sie hat nur Pflichten aber keine Rechte. — Die „Centralisirten" haben auf ihrem Congreß auch die Gründung eines Streikfonds beschlossen, d. h. die Beiträge zu diesem Kriegsfonds obligatorisch gemacht; der jährliche Mindestbeitrag pro Mitglied darf nicht unter einem halben Wochenlohn betragen. Dieser Beitrag sichert den „Centralisirten" eine jährliche Einnahme von mehreren Millionen!

Der Austritt der „**Bochumer**" aus dem rheinisch-westfälischen Verbande der Arbeitervereine scheint, wenn der „Evangel. Arbeiterbote" richtig unterrichtet ist, auf den Gesammtverband der **evangelischen Arbeitervereine** von erheblichem Einfluß werden zu sollen. Das genannte Organ des Gesammtverbandes enthält nämlich am Schlusse seiner neuesten Nummer in fettem Druck folgende beachtenswerthe Meldung:

„Wie wir soeben erfahren, hat der jetzt versammelt gewesene Ausschuß des Gesammtverbandes Vorkehrungen getroffen, daß eine Agitationsreise Naumann's ins Ruhr-Revier nicht wieder vorkommt und daß sein Einfluß auf das ihm gebührende Maß beschränkt wird. Die Wahlperiode Naumann's läuft jedoch in einem halben Jahre ab."

Bekanntlich hat die Agitation Naumann's im Ruhr-Revier und seine Wahl in den Ausschuß des Gesammtverbandes an Stelle des Abg. Franken den Anstoß dazu gegeben, daß die Bochumer Vereine sich mit dem Gedanken des Austritts aus dem Verbande beschäftigten. Ist die obige Meldung des „Evangel. Arbeiterboten" zutreffend, so wird der Einfluß Naumann's im Gesammtverbande sehr stark vermindert werden. Der Schlußsatz in der fraglichen Meldung deutet unverkennbar auf die Absicht des Ausschusses des Gesammtverbandes hin, sich Naumann's sobald wie möglich zu entledigen. Man darf — die Richtigkeit der Nachricht des „Ev. Arbeiterboten" immer vorausgesetzt — gespannt darauf sein, welche Consequenzen aus der Haltung des Ausschusses des Gesammtverbandes von den verschiedenen Betheiligten werden gezogen werden. Nach den Meldungen der Presse sollte Pfarrer Naumann eine Wiederholung seiner Agitationsreise ins Ruhr-Revier so lange verschoben haben, bis die Streitigkeiten innerhalb der rheinisch-westfälischen Arbeitervereine zu einer Entscheidung geführt hätten. Nachdem diese Entscheidung gefallen und nachdem der Ausschuß des Gesammtverbandes Vorkehrungen gegen die Wiederholung der Naumann'schen Agitationsreise getroffen haben soll, muß es sich bald herausstellen, ob die Reise Naumann's in das Ruhr-Revier thatsächlich unterbleibt und ob daraus auf eine Fügsamkeit Naumann's gegenüber der veränderten Stimmung im Ausschusse des Gesammtverbandes zu schließen ist. Was die Bochumer Vereine anbelangt, so dürfte die veränderte Stellungnahme des Ausschusses des Gesammtverbandes zu spät eingetreten sein, als daß die Bochumer Vereine ihrerseits die entscheidenden Schritte der letzten Zeit rückgängig machen sollten. Man wird innerhalb der Bochumer Vereine ohne Zweifel die endgültige Gestaltung des Verhältnisses zwischen dem Ausschusse des Gesammtverbandes und Pfarrer Naumann abwarten, ehe man von der jetzt eingeschlagenen Taktik abgeht. Einigermaßen desavouirt erscheint durch die neue Haltung des Ausschusses des Gesammtverbandes der Ausschuß des rheinisch-westfälischen Provinzialverbandes. Der letztere hat zwar in seiner Erklärung vom 19. September d. J. betont, daß die Naumann'schen Grundsätze im gesammten rheinisch-westfälischen Verbande keine Vertretung gefunden hätten, aber die gleichzeitig bekundete Auffassung, die durch die Stellung zu Naumann entstandenen Differenzen dürften keine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen, zeugt doch von Sympathien für den national-socialen Führer, deren der Ausschuß des Gesammtverbandes nunmehr ganz entäußern zu wollen scheint.

Ueber Erschwernisse für die **deutschen Colonisten in Kleinasien** schreibt man uns aus Haifa, Anfang September: Neuerdings wird durch ein neues Gesetz von dem Platze,

---

Feuilleton.

8]

Themis im Gebirge.

Zwei Erzählungen aus dem Allgäu
von Arthur Achleitner.

Nachdruck verboten.

Beim flackernden, trüben Schein der Laterne erkannte Cilli sogleich, wie zugegriffen werden müsse, und ohne Klagen oder Jammern faßte das resolute Mädchen den verunglückten Bräutigam fest unter die Achseln und zog ihn langsam, aber sicher aus dem Brückenloch und völlig auf den glitschnassen Weg.

Halb bewußtlos, konnte Eugen nicht mehr stehen, das gebrochene Bein hing schlotternd. So nahm denn Cilli, der Angst und Sorge die Kraft hierzu verlieh, den Bräutigam auf beide Arme und trug ihn ins Wohnhaus, keuchend vor Anstrengung, und über die knarrende Treppe hinauf in ihre eigene Kammer. Und noch auf der Treppe schrie Cilli mit aller Lungenkraft eines flämmigen Gebirgsmädchens um Hilfe, so daß alsbald der Vater mit Licht herbeikam und die Dienstboten geweckt wurden. Eugen wurde in Cilli's Lager gebettet, ein Säglknecht lief nach Oberstdorf um den Arzt, und Cilli holte gegen Morgengrauen Eugen's Mutter, auf welchem Gange das Mädchen unschwer erkennen konnte, daß nicht das Bergwasser, sondern eine böswillige Hand einige Prügel von der Brücke entfernt haben mußte.

Von einem Transport Eugen's in den ersten Tagen konnte keine Rede sein, der Schwerverletzte mußte im Wohnhause Ruef's verbleiben, so sehr auch Frau Fleschhut ihren Sohn im eigenen Heim wissen und pflegen wollte.

Durch die Dienstboten kam das Ereigniß bald genug in der Leute Mund und die Thatsache, daß Eugen Fleschhut von Cilli gerettet und in des Mädchens Bett verbracht worden ist, wurde gefolgert, daß das Paar wohl im Verspruch sein mußte.

Frau Fleschhut nahm denn auch, als ihr darauf bezügliche Aeußerungen der Volksmeinung zu Ohren gebracht wurden, Rücksprache mit dem Sägmüller, der gern mit der Verlobung einverstanden war, allerdings griff Ruef dabei in einer gewissen Hilflosigkeit ans rechte Ohr und meinte, es habe mit der Mitgift respective der baldigen Auszahlung einer solchen seine Schwierigkeiten, denn sein Vermögen stecke im Holzgeschäft und könne in absehbarer Zeit kaum flüssig gemacht werden.

Als der Gipsverband angelegt und gefestigt war, bestand Frau Fleschhut auf Verbringung des Sohnes in den Hinterhaunholdhof, und die Tragbahre mußten ihre Knechte, darunter Toni, der Schaffer, über die inzwischen ausgebesserte Brücke tragen. An Bemerkungen über solch' teuflische Brückenzerstörung in finsterer Nacht fehlte es während dieses kurzen Transportes nicht, und auch der Schaffer hielt mit einer scharfen Verurtheilung dieses Bubenstückes nicht zurück. Nur wollte sein Gesichtsausdruck mit den ehrlich klingenden Worten nicht recht übereinstimmen, und Schraudolf's Blick irrte wie fragend hin und her.

Vom Krankenlager aus richtete Eugen das Gesuch um Urlaubverlängerung unter Angabe des Grundes an das Landgerichtspräsidium in Kempten, wobei mancher Seufzer der jungen Brust entquoll, denn die nicht zu bezweifelnde Genehmigung dieses Gesuches muß die heiß ersehnte Ernennung um viele Wochen verzögern. Die Schmerzen ertrug Eugen ja gern, aber bitter empfand er die Hinausschiebung der Ernennung. Ein klein wenig mehr Vorsicht und Achtsamkeit in jener Nacht hätte dem Unglück vorbeugen können. Aber der verliebte Hahn ist eben blind und taub.

Es herbstelle im Gebirge allenthalben mit den immer gleichen und doch immer schönen Naturerscheinungen, die kühler werdenden Nächte bringen den Alpauszug näher, der, von Hirten und Sennen längst ersehnt, für die Galtalpen des Oberstdorfer und Hindelang-Hinterheimer Gebietes, wo die meisten und größten Galtalpen des Allgäus liegen, auf den Vortag des ersten Staufener resp. Sonthofener Viehmarktes, d. i. 12. und 13. September, festgesetzt ist. Der Auszug aus den Sennalpen erfolgt je nach Alplage, dem Weidestand und Witterungsbeschaffenheit, meist auf Matthäi (21. September), also erklecklich früher als im oberbayerischen Gebirg, in welchem der Almabtrieb auf den Vortag des Rosenkranz-Sonntages (des ersten Sonntages im October) angesetzt ist, insofern nicht verfrühter Schneefall und Futtermangel einen vorzeitigen Auszug nöthig macht.

Reges Interesse wird jedem Abtrieb allenthalben entgegengebracht; die Viehbesitzer harren mit Spannung der Uebergabe ihres werthvollen lebenden Inventars in der Hoffnung, keinen Fall oder sonstigen Schaden verzeichnen zu müssen, und Hirten und Sennen freuen sich, nach langer Zeit der Einsamkeit und Entbehrung wieder unter Menschen und zur Gurgelnäßung zu kommen. Und die Thalbevölkerung freut sich, weil der Abtrieb alljährlich ein wahres Volksfest und Belustigungen mannigfacher Art, speciell im Allgäu, mit sich bringt, und zwar durch den sogenannten Viehscheid, die Ausscheidung und Uebergabe der Einzelthiere an die persönlich erschienenen Besitzer, und die sich hieran knüpfenden originellen Kampfspiele der Sennen und Hirten, welch letztere nach bethätigtem Viehscheid aller Verantwortung ledig gesprochen sind und sich nun ihres freien Lebens freuen wollen.

Abgetrieben wird das Vieh stets in geschlossener Heerde, es sind die Thiere ganzer Alpreviere vereinigt, so daß meist Vieh in der Stärke von Hunderten Stücke auf einmal die Alpen verläßt. Der Viehscheid wird dadurch complicirt, es müssen daher Vorkehrungen getroffen werden, um die Unterscheidung und Zutheilung der einzelnen Stücke an die Besitzer richtig und leichter bethätigen zu können. Hierzu wird auf einem Wiesenplan, südlich von Loretto bei Oberstdorf unweit des Nordfußes des Himmelsschrofen, ein Fleck grüner Ebene pferchartig eingezäunt, und in diesen umschlossenen Raum in größeren Abständen abtheilungsweise das Vieh eingetrieben. Auf diese Art ist es verhältnißmäßig rasch möglich, die Rinder einzufangen, den Eigenthümer zu fixiren und Stück um Stück an den Besitzer auszuliefern.

An drolligen Scenen fehlt es dabei nicht, doch die gewandten Hirten verstehen ihr Geschäft und werden auch den bockbeinigsten, in der Alpfreiheit halbwild gewordenen Thieren rasch Herr. Dieses Schauspiel lockt das Landvolk aus der ganzen Umgegend, zahlreiche Viehhändler und Neugierige herbei, für deren Bedürfnisse fliegende Schänken und Kaufbuden Sorge tragen. Bretter und Balken, provisorische Tische geben Gelegenheit zum Sitzen, Handelschaft wird getrieben, nebenbei Schabernak der Jungburschen mit den Fälen, kurz, es entwickelt sich ein artig Volksfest von höchst anziehender, origineller Art.

Wie genau dabei das Volk einzelne Heerden und Hirten nach ihrer Alpe und Bauernzugehörigkeit erkennt, ist geradezu erstaunlich, die Bestimmung erfolgt oft schon von weitem, mitunter auch nach Schellenklang.

Heerde um Heerde defilirt durch das Spalier des massenhaft erschienenen Volkes, die Heerschau beginnt und die Kritik über das Aussehen der Thiere, Lob und Tadel wird vertheilt. Sehnsüchtig musteten die Besitzer ihre heimgekehrten Rinder und taxiren die Zunahme an Gehöhe und Fleisch. Nicht minder kritisiren auch die Händler.

Schön geschmückte Hirten und deren bekränzte Heerden ernten lautes Lob in kraftvollen Zurufen, ebenso wird jeweils das „gängste" Rind lebhaft acclamirt.

Ist der Heerdentheil im Pferch, so beginnt augenblicklich der Viehscheid, eine Arbeit, welcher ein Städter, ja selbst ein Bauernknecht vom Lande, fassungslos gegenüberstehen würde. Der Hirt aber greift sicher, er kennt ja jedes Stück nach langer Alpzeit und Betreuung genau, es giebt hier keinen Irrthum, und flink wird Stück um Stück ausgeschieden und vom Besitzer in Empfang genommen.

Ist am unteren Ende durch eine Oeffnung das geschiedene Vieh hinausgelassen und die Pferchpforte geschlossen, so wird am oberen Pferchportal die neuangekommene Heerde eingetrieben, und die Arbeit des Viehscheidens beginnt abermals.

Wenn auch manche Besitzer frischweg mit ihrem heil herabgekommenen Vieh heimwärts ziehen, viele bleiben doch, etwaiger Handelschaft wollen, auf dem Wiesenplan, es giebt ja auch viel zu schwatzen, zu hören, zu schauen. Wenn jetzt die Thiere wieder durcheinander laufen, ist die Trennung nach Besitz Sache der Eigenthümer, der offiziell bethätigte Viehscheid hat Sennen und Hirten bereits von jeder Verantwortung entlastet.

Und diese Sorgenbefreiung will Luft bekommen.

Auf Cilli gestützt, stand Eugen, der zur Noth sich wieder, wenn auch hinkend, auf eigenen Füßen bewegen konnte, in der Nähe einer Gruppe, innerhalb welcher das „Streckkatzen-Ziehen", eines der beliebten hochoriginellen Kampfspiele der von der Alp gekommenen Sennen und Hirten, zum Austrag gebracht werden sollte. Zwei kraftstrotzende Gebirgler haben einen festgeknüpften Strick über die Köpfe geworfen und im Genick sitzen, die Kämpfer knien sich gegenüber, und nun gilt es, den Gegner herüber zu ziehen, ihn zum Verlassen seiner Stellung zu nöthigen, ohne daß die Hände irgendwie mithelfen dürfen. Das Spiel sieht einfach aus, ist aber durchaus nicht leicht durchgeführt, denn schon allein die Kopfhaltung ist eine Kraft heischende Arbeit, durch welche unter allen Umständen verhütet werden muß, daß der Strick über den Kopf hinwegrutscht, welches Malheur den Kämpfer kampfunfähig machen, ihn um den Sieg bringen würde. Ein Stemmen mit den Armen ist gestattet, sofern Grasboden in Betracht kommt, ein Anfassen des Gegners mit den Händen ist verboten, würde Wegweisung vom Spiel zur Folge haben.

Das echt gebirgerische „nur nicht auslassen" ist hier oberster Grundsatz, mag der Strick ins Fleisch schneiden, wie er will. Sind die Kämpfenden gleich stark an Körperkraft, so kann es vorkommen, daß ein nicht mehr neuer Strick eher reißt, als daß einer der Katzenzieher auch nur um die Breite einer Hand nachgiebt.*) Um so größer ist die Freude, wenn es gelingt, den Gegner herüberzuziehen, worauf die Wettsumme, in Flüssigkeit umgesetzt, durch die Gurgel der Spieler, Preisrichter und befreundeter Zuschauer rinnt.

Eugen scherzte, indem er der Braut ins Ohr flüsterte: „Ob wir zwei als Amtsrichtersleutle o so Katzziehen werden?"

„I itt'!" wehrte Cilli ab und erglühte dabei.

„Na, einer werd' doch wohl nachlasse müsse!"

*) Zu einer Zeichnung Rich. Mahn's „Streckkatzenziehen im Allgäu" in der „Illustr. Zeitung" (Leipzig) lieferte ich den Text mit dem historischen Nachweis, daß Hans Sachs von diesem Spiel auch schon Kenntniß hatte. Erzählt doch der Meistersinger in übertragenem Sinne: „Der mit sein Weib zeucht die Streckkatzen". Eine Variation finden wir im Ziehen des Katzenknebels: „So zugen den Kaczenknebel sam kum zu hof die puben viel dick das spil, das einer fellt auf den gebel." D. R.

SLUB
Wir führen Wissen.